

English likes Latin!
Vom Unsinn, diese beiden Sprachen zu Konkurrenten zu machen.

Rudolf Wachter
Universität Basel und Université de Lausanne

*Leicht erweiterte Fassung eines Vortrags vom 25.11.2015, 19h, in der Aula im
Altbau der Kantonsschule am Burggraben, St. Gallen, im Rahmen des
Lateinischen Kulturmonats «IXber»*

Liebe Freundinnen und Freunde des Lateins,

Heute abend möchte ich Sie auf eine Sprachweltreise mitnehmen. Sie soll Ihnen zeigen, dass das jugendliche Englisch dem guten alten Latein die allerbeste Freundin ist und dass es deshalb weitaus am sinnvollsten ist, das eine nicht ohne das andere zu lernen. Ich will folgendermassen anfangen:

Haben Sie schon einmal etwas *geliked*? Die Jungen unter Ihnen kennen das selbstverständlich alle und tun es vielfach jeden Tag. Die Älteren aber kennen es vielleicht noch nicht, oder nur zufällig wie ich, weil meine Tochter mir einmal erklärt hat: Papi, ohne Facebook-Account bist Du ein Nobody. Und so *like* ich nun eben auch ab und zu etwas.

Wenn man auf Facebook etwas *liket*, so heisst das: man drückt auf den betreffenden Knopf unter irgendeinem Inhalt, und schon können alle, die Zutritt zur betreffenden Seite haben, sehen, dass man diesen Inhalt mag. Dies ist auch für mich als Sprachwissenschaftler interessant: Einmal mehr haben wir Deutschsprachigen hier nämlich ein englisches Wort übernommen, und wir tun bereits fast so, als ob dieses bei uns schon immer existiert hätte: *Ich like, du likest, er liket, wir liken, ihr liket, sie liken, ich likete, ich habe geliked*. Das klingt genau gleich wie *ich streike, tu streikst, er streikt* usw. *ich streikte, ich habe gestreikt*, und tatsächlich, dieses Wort haben wir vor gut hundert Jahren übernommen, und zwar ebenfalls aus dem Englischen (*to strike*). Allerdings schreiben wir das neue

Verbum heute noch mit blosser *i* (ich habe das mit meiner Tochter und meinen Studierenden abgeklärt) und wissen dann nie so recht, ob wir bei *du lik(e)st, er lik(e)t* das *e* weglassen und bei *ich habe geliked* am Schluss englisches *-d* oder deutsches *-t* schreiben sollen. Es kommt in Mails, SMS und Chats offenbar beides vor, aber *-d* sei im Augenblick noch normaler. Ich wage die Prognose, dass wir in ein paar Jahren *leiken* genau wie *streiken* mit *ei* schreiben werden, dann sind wir diese Probleme auf einen Schlag los. Es finden sich schon jetzt ein paar hundert Belege für diese Schreibweise auf dem Internet.

Genauso haben übrigens auch unsere jungen welschen Landsleute und die Nachbarn in Frankreich das Verbum *liker* (sprich: *laiquer*) längst in ihre Alltagssprache integriert, ob das der Académie française nun gefällt oder nicht. Es wird vorne ebenfalls noch in englischer Manier geschrieben. Drei beliebige Beispiele aus dem Internet:

- *Le principe paraît pourtant simple: nous likons un contenu parce qu'il nous plaît.*
- *Likez les photos d'autres personnes pour gagner des unités. Plus vous likez, plus vous gagnerez d'unités.*
- *Utilisez vos unités pour que des personnes réelles likent vos photos.* (Also sogar im subjunctif!)

Interessant ist aber nicht nur die Form, sondern auch die Bedeutung des neuen Wortes. Man übernimmt Wörter aus anderen Sprachen ja nur, wenn man für eine bestimmte Idee, für ein bestimmtes Wortkonzept, noch kein Wort hat. Bei *liken* ist sofort klar, was neu ist: dass wir etwas nicht nur mögen, sondern dass wir unser Wohlgefallen öffentlich kundtun und wie wir das tun. Die Leute von Facebook haben in sehr geschickter Weise dem alten Verbum *to like* diese Zusatzbedeutung beigelegt. Und weil Facebook rund um die Welt vor allem auf Englisch verwendet wird, war es ganz natürlich, das englische Wort zu importieren. Jedenfalls scheint die «Gefällt mir»-Übersetzung bei den jungen Leuten wenig Erfolg zu haben.

Wörter importieren, dies freilich ist etwas, was die Menschen, egal welcher Sprache, schon immer gemacht haben. Alle erfolgversprechenden kulturellen Errungenschaften werden von den Nachbarn flugs kopiert, und damit einher geht immer auch eine Übernahme der dafür nötigen sprachlichen Ausdrucksweisen. Es gibt nichts, was wir Menschen tun, worüber wir nicht auch sprechen können wollen.

Dabei haben wir zwei verschiedene Strategien der Wortübernahme.¹ Wir können ein Wort erstens (A) in seiner fremden Lautgestalt übernehmen, wie eben unser *liken* oder frz. *liker*. Dann nennen wir es zunächst «Fremdwort». Ein paar Jahrzehnte später aber, wenn es durch lautliche, orthographische und formale Anpassung an unsere Sprachgewohnheiten sozusagen eingebürgert ist, sprechen wir nur noch von einem «Lehnwort», und auch diese seine Eigenschaft vergessen wir im Alltag bald. Wer würde heute bei Wörtern wie *Kiste*, *Strasse*, *Platz* oder *Käse* noch vermuten, dass sie Lehnwörter aus dem Latein sind und die ersten drei ursprünglich sogar aus dem Griechischen stammen? Oder eben *streiken* und *Streik* aus dem Englischen?

Zweitens (B) können wir einem fremden Begriff sogleich ein Kleid aus Stoff unserer eigenen Sprache anziehen. Dies kann auf zwei Arten geschehen: Wir können (B.1.) die neue Bedeutung, die wir importieren wollen, einem Wort beilegen, das schon existiert. So haben die Franzosen der *computer mouse*, als sie über den Atlantik kam, einfach *souris* gesagt, wie dem altbekannten gefräßigen Tierchen mit dem langen Schwanz. Auch wir im Deutschen haben die gleiche Analogie von den Amerikanern kopiert, bei uns war es sogar noch naheliegender, weil wir und die Angelsachsen seit frühgermanischer Zeit dasselbe Wort für das Tierchen benutzen. Im Hochdeutschen klingt es überdies praktisch gleich, aber im Dialekt sagen (und schreiben) wir natürlich *Muus*, nicht *mouse*.

Ein ähnlicher Fall, auch ein junges Internet-Lehnwort, ist *verlinken*, von engl. *to link* «verbinden»², das bereits auf dem besten Weg ist, ein normales deutsches Wort zu werden. Es traf hier ebenfalls auf besonders günstige Voraussetzungen: *linken* gab es im Deutschen nämlich schon. Allerdings hat dieses eine völlig andere Bedeutung und Herkunft, es heisst nämlich unter anderem «betrügen, fälschen», aber weil es nur in einem Randbereich der Sprache, der sogenannten rotwelschen Gaunersprache³, gebraucht wird, ist es dem neuen Wort kaum hinderlich. Zur Sicherheit, um genügend Distanz zu schaffen, hat man das neue Verbum mit der Vorsilbe *ver-* versehen, eben *verlinken*, was sich wegen *verbinden*, *verknüpfen* usw. ohnehin empfahl. Zusätzlich hilfreich für die «erleichterte Einbürgerung» waren die guten alten germanischen Verben wie *trinken–trank–getrunken*, *stinken–stank–gestunken*, *(ver)sinken–(ver)sank–(ver)sunken*, die das Englische ja auch hat und die das neue Wort im Deutschen noch

¹ Darüber habe ich fast auf den Tag genau vor acht Jahren hier schon gesprochen, und das Thema taucht bei mir in Forschung und Lehre immer wieder auf.

² Dieses ist mit dt. *Gelenk* verwandt.

³ Die Bedeutung kommt daher, dass *links* oft «falsch, schlecht» bedeutet, vgl. *linkisch*. S. auch Hansjörg Roth, «Barthel und sein Most: Rotwelsch für Anfänger», Frauenfeld 2007, S. 60: *Linker* «Gauner, Fälscher».

vertrauter klingen lassen. Allerdings werden wir nie sagen: *Er hat seine Webseite mit anderen verlinken*. Neue Verben folgen seit jeher fast immer der jüngeren, regelmässigeren, der sogenannten «schwachen» Stammbildung. Daran wird man noch ein Weilchen erkennen können, dass *verlinken* im Deutschen ein jüngeres Wort ist.⁴ Erst wenn die genannten starken Verben auch schwach geworden sind, wird kein Unterschied mehr sichtbar sein. Das dauert aber voraussichtlich noch ein paar hundert Jahre.⁵

Und schliesslich können wir (B.2.) für eine neue Bedeutung, die wir importieren wollen, auch ein ganz neues Wort schaffen, indem wir das fremde Wort übersetzen. Das funktioniert am besten bei zusammengesetzten Wörtern. So haben wir zum Beispiel für einen *high-resolution screen* das in ähnlicher Weise zusammengesetzte Adjektiv *hochauflösend* kreiert. Wer das war und wann genau, weiss ich nicht, aber mehr als zwanzig, dreissig Jahr alt kann das Wort noch nicht sein. Vorbilder gibt es viele, z.B. *hochaufragend*, das schon im Wörterbuch der Brüder Grimm verzeichnet ist. Der Duden will uns zwar seit 1996 weismachen, dass solche Adjektive besser getrennt geschrieben werden sollten (Sie finden das z.B. bei *hochentwickelt* in der Online-Ausgabe⁶). Das war eine der dümmsten Ideen der Rechtschreibreformer, denn sie behaupten damit ja im Klartext, dass es diese zusammengesetzten Adjektive gar nicht gibt. Selbstverständlich gibt es sie! Wir bilden sogar laufend neue, wie unser Beispiel zeigt.

Damit habe ich Ihnen in fünf Minuten die Prinzipien der Wortentlehnung erklärt: Das erste (A) ist die Übernahme von Fremdwörtern (*liken*) und ihre anschliessende Integration zu Lehnwörtern (*streiken*), von denen jeweils viele bald nicht mehr als solche erkennbar sind. Das zweite (B) besteht aus (1) der Lehnbedeutung (bei *souris*, *Maus*) und (2) der Lehnübersetzung (*hochauflösend*).

Hier drängt sich eine Analogie auf: Die Fremdwörter könnten nämlich mit den Migranten verglichen werden und die bereits stärker integrierten Lehnwör-

⁴ Allerdings schwanken einige der Verben auf *-inken*, vor allem *winken* und *hinken*, seit mindestens 1000 Jahren zwischen schwach und stark. Im Dialekt sagen wir bekanntlich nicht nur *gwunke*, sondern auch *ghunke*, im Standarddeutschen aber dominieren bei letzterem längst die schwachen Formen.

⁵ Ein bemerkenswert progressives Beispiel für diesen Prozess beim Verb *sitzen* habe ich vor einem Jahr in der NZZ entdeckt (Nr. 205, 5. September 2014, S. 11): *Der Konsum verändert sich – Dinge sollen genutzt, nicht nur besitzt werden* (Artikel von Lea Ingber und Nadine Jürgensen).

⁶ Überprüft am 22.11.2015. Ebenso wird *tief empfunden* empfohlen, ganz im Gegensatz zu *tiefstempfunden* und *tiefschürfend*. Vielleicht gibt die Redaktion ja in Zukunft einmal zu, dass dies ein Fehler war, und bringt wieder Ordnung in dieses heillose Chaos: nämlich durch die vorbehaltlose Rehabilitierung der Zusammenschreibung.

ter zum Beispiel mit ihren Kindern, den sog. «Secondos»⁷. Die Lehnbedeutung ist vergleichbar mit dem, was sich ein Einheimischer aneignet, der sich in die Kultur von Migranten vertieft, also zum Beispiel ihre Sprache lernt, so dass ihm schliesslich nicht mehr nur seine eigene Kultur, sondern auch Elemente der Kultur der betreffenden Migranten vertraut sind. Es ist also ein Einheimischer, der einen Schritt auf die fremde Kultur zu macht und sich dadurch bereichert und seinen Horizont erweitert. Die Lehnübersetzung dagegen wäre wohl am ehesten mit dem gleichen Vorgang in umgekehrter Richtung zu vergleichen, wenn sich also eine Migrantin in die Gesellschaft ihres Gastlandes integriert, sich wie die Einheimischen kleidet und sich ihrer Denkweise annähert.

Die Analogie zwischen migrierenden Wörtern und Menschen ist damit noch nicht erschöpft. Bekanntlich gibt es zur Zeit wieder einmal eine ziemlich heftige Diskussion, ob Migranten und Flüchtlinge willkommen geheissen werden sollen oder nicht, und wenn ja, bis zu welchem Prozentsatz der Gesamtbevölkerung. Dieselbe Diskussion existiert auch im Bereich der Sprache. Vor allem in Deutschland existieren verschiedene Vereinigungen, die sich – manchmal in ziemlich gehässigem Ton – gegen die Überfremdung der deutschen Sprache wenden. Man nennt sie «Sprachpuristen». Im Augenblick führen sie einen Abwehrkampf gegen die Anglisten, die von Amerika her über Europa schwappen. Wenn man genauer hinblickt, so sieht man aber, dass diese Sprachpuristen nur selten fundamental kulturkritisch-antiamerikanisch eingestellt sind – sie schreiben ja samt und sonders ihre Artikel auf Computern aus dem Silicon Valley –, sondern dass ihr Abwehrkampf einzig den Fremdwörtern vom Schlage eines Verbums *liken* gilt. Da kann sie der Sprachwissenschaftler trösten: Habt hundert Jährchen Geduld, und das Verbum *liken* wird Euch, dannzumal mit *-ei-* geschrieben, ebenso vertraut klingen wie heute schon *streiken*! Bei *verlinken* wird es sogar noch schneller gehen, weil es schon jetzt völlig vertraut klingt.

Die Sprachpuristen sind eifrig bemüht, zur Vermeidung von Fremdwörtern Ausdrucksweisen in der einheimischen Sprache zu finden, sie propagieren also Lehnbedeutung und Lehnübersetzung. Das ist schon in Ordnung, aber die Puristen sollten sich einfach bewusst sein, dass sie sich nicht mit allen ihren – oft ziemlich abstrusen – Wortkonstruktionen durchsetzen werden, und würden dies besser von vornherein einkalkulieren, um sich nicht allzuviel ärgern zu müssen und den anderen nicht allzu penetrant die Ohren vollzujammern. Die Zeit wird es regeln, so wie dies bei *streiken* und bei Tausenden von Lehnwörtern längst geschehen ist. Die Sprachgemeinschaft hat im übrigen einen guten Geschmack:

⁷ Diese Pluralform sieht hinten spanisch (*segundos*) und vorne italienisch aus. Die korrekte italienische Form ist eben schon für das kulinarische Vokabular reserviert: *primi (piatti)* «Vorspeisen», *secondi (piatti)* «Hauptspeisen».

Unbekömmliche, schlecht angepasste Wörter, und zwar gleichermassen Fremdwörter wie Lehnübersetzungen, stören und werden über kurz oder lang ausgemustert. (Hier kommen uns die – seltenen – Terroristen unter den Migranten in den Sinn!) Manchmal gibt es eine Zeitlang mehrere Wörter nebeneinander, sogenannte Synonyme, z.B. *Natel*, *Handy* und *Mobiltelefon*. Welches schliesslich siegen wird, hängt von vielen Faktoren ab, die selber permanent im Fluss sind. Aber eines ist sicher: Es wird auf jeden Fall ein Wort für die neue, importierte Bedeutung geben, wenn sich die betreffende Sache kulturell durchsetzt. Dies ist das Entscheidende. Die Menschen übernehmen alle erfolgversprechenden kulturellen Neuheiten voneinander, und sie wollen alle in ihrer Sprache darüber sprechen können.

Das erlaubt uns nun aber vielleicht auch, die Migration etwas anders zu betrachten: Menschen wandern seit jeher, individuell oder in Gruppen, und zwar mit untrüglichen Instinkt dorthin, wo sie für sich bessere Lebensbedingungen erwarten können. Sesshaft bleibt der Mensch jeweils nur, wenn es ihm an einem Ort so gut geht, dass sich der Aufwand, das Bündel zu schnüren, und das Risiko, mit unsicherem Ziel aufzubrechen, nicht lohnt. Entscheidend dafür ist neben der ökonomischen Situation immer auch die Rechtssicherheit am Ort, also zum Beispiel die Zuversicht, den Kindern seinen Besitz vererben zu können, oder das Vertrauen in die politischen Machthaber, dass sie einen nicht willkürlich enteignen oder ins Gefängnis werfen. Das kann freilich rasch ändern, wenn ein Staat nicht permanent und umsichtig vorsorgt.

Auch kulturelle Neuheiten samt ihren Wörtern zieht es dorthin, wo sie gute Bedingungen finden werden. Wir würden heute in Europa nicht über Computer oder Handys reden, wenn wir uns diese Apparate nicht auch leisten könnten. Ebensowenig würden wir über Klimaerwärmung, Gender-Problematik und Korruption diskutieren, wenn es uns so schlecht ginge, dass wir Tag für Tag ums nackte Überleben kämpfen und vielleicht schon in ein paar Stunden das Notwendigste zusammenraffen und Hals über Kopf aus unserer Heimat fliehen müssten.

Genauso, wie wir Europäer also eigentlich stolz sein müssten, dass uns zur Zeit so viele Menschen in aller Welt für das Paradies auf Erden halten und zu uns kommen wollen, sollten wir interessiert und aufgeschlossen beobachten, welche neuen Wörter, Sachen, Bedeutungen, Ideen und Konzepte von aussen in unsere Kultur und in unsere Sprachen drängen. Genauso wie bei der Migrations- und Flüchtlingsproblematik ist nun allerdings auch im Bereich der sprachlichen Xenophobie der Sprachpuristen eine verbreitete Abwehrhaltung festzustellen. Der Grund für diese Haltung ist wohl nicht einmal in erster Linie eine ökonomische, also einerseits die Angst, dass uns die Einwanderer die Arbeitsstellen wegnehmen, andererseits die Angst, dass Computer, Handy und Internet unsere «ech-

te» Kultur verderben, der Grund ist vielmehr eine irrationale Angst in uns Europäern, unsere kulturelle, sprachliche, politische und letztlich ethnische Identität zu verlieren: einerseits durch andersartig gekleidete Menschen in unseren Strassen, die sich womöglich noch in ihren Gesichtszügen, Haarbeschaffenheit und Hautfarbe von uns unterscheiden und oft jung sind und entschlossen dreinblicken; andererseits durch viele Wörter, Ausdrucksweisen und Ausspracheweisen in unserer Sprache, die in unseren Kinderbüchern, in Romanen, erfolgreichen Filmen und Fernsehserien, die wir in jungen Jahren konsumiert haben, noch nicht vorkamen, und ebenfalls jung, modisch und dynamisch daherkommen. Ist diese unsere Angst aber nicht vielleicht vor allem ein Schwächezeichen?

* * * * *

Hier komme ich nun zu meinem eigentlichen Thema: dem Englischen und dem Latein und ihrer genuinen Verwandtschaft, die, wie ich behaupten möchte, so weit geht, dass man das eine nur über das andere ganz erfassen kann. Wichtig ist dabei, sich in Erinnerung zu rufen, dass eine Sprache immer das Abbild der Lebenswelt ihrer Sprecher ist, und zwar das komplette, unverfälschte, ja geradezu unverfälschbare Abbild, wenn man sich denn nur die Mühe nimmt, ein möglichst vollständiges Bild von ihr zu gewinnen. Zu einem möglichst vollständigen Bild von einer Sprache gehört auch, sie in ihrem Werdegang verstehen zu lernen, denn dieser bildet ebenso getreu den Werdegang der betreffenden Sprechergruppe ab. Und bekanntlich ist eine Menschengemeinschaft ohne ihre Geschichte nicht verständlich – eine fast zweieinhalbtausendjährige Einsicht, über die sich heute vor allem Politiker, aber auch viele Wissenschaftler aus eigener Bildungsfaulheit und mangelndem Weitblick allzu oft hinwegsetzen. Die Sprachgeschichte bietet hier über die Geschichte der Wörter und des Wortschatzes einer Sprache («Etymologie») einen umfassenden und sehr anschaulichen Zugang, sowohl zu den Texten als auch zu den bildlichen und gegenständlichen Zeugnissen.

Auch hier drängt sich wieder eine Analogie auf: Denn wir haben nicht nur zu Sprechergemeinschaften – zu unserer eigenen wie auch zu anderen – fast ausschliesslich über die Sprache Zugang, sondern auch zu anderen Menschen. Das merkt man am besten, wenn man verliebt ist. Nie sind wir mitteilbarer und zuhörwilliger, nie stärker um einen feinen sprachlichen Ausdruck bemüht als in diesem göttlichen Ausnahmezustand, und nie ist der Nutzen des Sprachenlernens offensichtlicher und die Effizienz des Lernens höher, als wenn der Partner oder die Partnerin eine andere Sprache spricht! Der Zugang zu einem anderen Menschen über die Sprache kann bekanntlich sehr tief gehen. Und auch in dieser Situation ist es essentiell, den «historischen» Hintergrund, den Werdegang des anderen zu erkunden und verstehen zu lernen. Das vergessen nicht einmal die

Politiker und Wissenschaftler, wenn sie sich in diese Lage versetzt sehen. Denn ohne das Vertrauensverhältnis, das sich daraus ergeben kann und soll, kann keine konstruktive und nachhaltige Beziehung entstehen. Die bildungspolitischen Schlüsse, die sich aus alledem für die Geschichte, das Sprachenlernen sowie ihre Kombination, die Sprachgeschichte, ergeben, muss ich nicht weiter explizieren.

Das Englische und das Latein sind die Sprachen der beiden unbestritten grössten globalen Erfolgsgeschichten der Weltgeschichte. Der jahrhundertelange Primat des Römischen Reiches und des British Empire sind ohne Parallele. Ich blicke dabei vor allem auf die Nachwirkungen, wobei das British Empire den langfristigen Leistungsausweis der Römer aus chronologischen Gründen, die man ihm nicht vorwerfen kann, freilich noch ein wenig schuldig bleibt. Die Nachwirkungen des Römischen Reiches gehen zum grössten Teil auf das Konto der römisch-katholischen Kirche, die erstens selber zum Teil eine solche Nachwirkung ist und zweitens, weil sie auf der lateinischen Sprache der Spätantike fusste, quasi *en passant* auch die nichtchristliche antike Wissenschaft und Literatur über die dunkelste Zeit des Mittelalters hinübergerettet hat. Natürlich hätte vieles erfreulicher und besser laufen können. Aber auch so war im Spätmittelalter und in der Renaissance immerhin ein Neustart einer von der Religion wieder weitgehend unabhängigen Jurisprudenz, Medizin, Geschichts- und Politikwissenschaft, Naturwissenschaft, Philosophie und Literatur möglich. Sogar die westeuropäische christliche Theologie ist dank der permanenten Auseinandersetzung mit der vorchristlichen römischen Antike, an der kein Weg vorbeiführte, inzwischen zu einer – vergleichsweise – offenen Wissenschaft geworden, was für den anhaltenden weltweiten Erfolg der katholischen Kirche und der aus ihr hervorgegangenen Konfessionen zweifellos entscheidend war. Ein wesentlicher Punkt für die erfolgreiche Verbreitung des Christentums war im übrigen die «Erlaubnis», die Bibel in beliebige Sprachen zu übersetzen. Dazu kam es freilich fast von selbst, denn schon die lateinische Vulgata war ja eine Übersetzung.

Eine der wichtigsten Nachwirkungen des Römischen Reiches war die lateinische Sprache selber, nicht nur in ihrer sogenannten «toten» Form einer internationalen Kirchen- und Gelehrtensprache, die bis heute viel präsenter ist, als gemeinhin angenommen wird, sondern vor allem in ihren «lebendigen» Formen der romanischen Sprachen, deren ziemlich starke Stellung in Europa unmittelbar auf die grosse und stabile territoriale Verbreitung des Lateins im Römischen Westreich zurückgeht. Auch das Gebiet der heutigen Schweiz war einmal zu hundert Prozent lateinischsprachig. Nach dem Zusammenbruch des Westreiches gab es dann aber grössere Veränderungen: In Westeuropa haben vor allem die Germanen einige Gebiete dem Latein entrissen, im Osten zudem die Slaven und in Nordafrika die Araber. Aber in einigen von Germanen übernommenen Gebie-

ten war das Latein so viel prestigereicher, dass die neuen Machthaber samt ihren miteingewanderten Landsleuten schon im 5./6. Jahrhundert ihre germanischen Sprachen aufgaben, so die Franken im nördlichen Frankreich, die Westgoten in Südfrankreich und Spanien, die Ostgoten und Langobarden in Italien. Dies wiederum vor allem dank der wichtigen Stellung des Lateins in der römisch-katholischen Kirche, zu der die meisten der neuen Eliten ziemlich bald übergetreten sind. Dies brachte ihnen zusätzliche historisch-politische Legitimation und internationales Prestige, zum Beispiel Handelskontakte zum oströmischen Reich, wo Latein als Verwaltungssprache noch mehrere Generationen lang gepflegt wurde. In der Folge haben die romanischen Sprachen ihre Bande zum Latein der Kirche nie mehr gekappt, bis heute nicht, und auch die anderen europäischen Sprachen, deren Sprecher ja alle mindestens früher einmal zur römischen Kirche gehörten, haben bei ihm unendlich viele Anleihen gemacht.

Ein grosses Plus der lateinischen Sprache war es, dass sie, noch unter der Republik, als das Römerreich zur Weltmacht wurde, das Griechische gleichsam in sich aufgesogen hat. Die griechische Sprache war vom 7. Jahrhundert v. Chr. an, im Zuge der wissenschaftlichen, literarischen und politisch-philosophischen Fortschritte im vorklassischen Ionien, das enge Kontakte zum Vorderen Orient unterhielt, dann im klassischen Athen und schliesslich im hellenistischen Osten eine Kultursprache erster Güte geworden. Dabei hatte es sich einen weltgeschichtlich noch nie dagewesenen Reichtum zugelegt, und zwar sprachlich weitgehend aus sich selbst heraus, wie dies keine andere Sprache vorher – und noch viel weniger nachher – je in ähnlicher Weise geschafft hat. Die gelehrigsten Schüler der Griechen aber waren die Römer, die politisch die Nachfolgereiche Alexanders des Grossen beerbten und dadurch fast notgedrungen die kulturellen und zivilisatorischen Errungenschaften der Griechen miterbten. Das Griechische blieb die *Lingua franca* der Osthälfte des Römerreiches, das Latein wurde es im Westen, indem es sich am Griechischen hochhangelte und so ebenfalls zu einer reich ausgestatteten Kultursprache wurde. Es hat tausende Begriffe aus dem Griechischen entlehnt, und zwar sowohl Lehnwörter, als auch – typisch für die politisch selbstbewussten Römer – sehr viele als Lehnbedeutung und Lehnübersetzung. Lukrez, Cicero und andere berichten uns, wie anspruchsvoll dieser Prozess war. Am Ende steckte fast in jedem über den Grundwortschatz hinausgehenden lateinischen Wort griechisches Gedankengut. Nur sieht man dies jeweils nicht schon auf den ersten Blick. Ich betone deshalb immer wieder, wie wichtig es ist, nicht nur Fremd- und Lehnwörter zu beachten, sondern eher noch mehr den Lehnbedeutungen und Lehnübersetzungen sein Augenmerk zu schenken. Nur so sind wir in der Lage, richtig abzuschätzen, wie sehr zum Beispiel auch unser heutiges Deutsch voll von sprachlich-kulturellem Gut aus der Antike ist.

Und der Einfluss der alten Sprachen beschränkt sich nicht einmal nur auf unseren heutigen europäischen Wortschatz oder, allgemeiner gesagt, auf unsere Begriffswelt. Das Latein von Cicero über Hieronymus bis zu Thomas von Aquin und die anschliessende Symbiose der westeuropäischen Sprachen unter dem Dach des Lateins hat uns auch in der Art und Weise, wie wir Sätze bilden, fast komplett gleichgeschaltet. Studieren Sie einmal ein wenig Arabisch, Japanisch, Hawaiianisch oder Quechua, oder auch nur eine orientalische indogermanische Sprache wie Armenisch, Paschto oder Hindi, und sie werden staunend und dankbar zur Kenntnis nehmen, wie einfach und fast Wort für Wort wir komplexe Sätze zum Beispiel aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzen können. Ich habe das vor Jahren einmal mit dem wunderschönen Anfangssatz von Alberto Moravias Novelle «Buona figlia» demonstriert:

Aspetto («Ich warte») — *che mia madre* («dass meine Mutter») — *o meglio la persona che* («oder besser die Person, die ich») — *fin dall' età di tre anni* («seit dem Alter von drei Jahren») — *sono abituata a considerare mia madre* («gewohnt bin, als meine Mutter zu betrachten»), — *sia uscita per andare alla messa* («hinausgegangen ist, um zur Messe zu gehen»).

Der einzige relevante Unterschied besteht darin, dass wir im Deutschen in untergeordneten Satzteilen das Verbum gerne so spät wie möglich bringen: *gewohnt bin* statt *sono abituata* — *als meine Mutter zu betrachten* statt *a considerare mia madre* — *hinausgegangen ist* statt *sia uscita* — *zur Messe zu gehen* statt *per andare alla messa*. Ein ähnlicher Unterschied in der Stellung der Elemente zwischen dem Deutschen und den romanischen Sprachen lässt sich in zusammengesetzten Substantiven feststellen: Im Deutschen setzen wir den bestimmenden Teil vor den bestimmten und empfinden das Resultat als ein einziges Wort: *Weihnachtsbaum*, *Violinkonzert*, *Milchkaffee*, *Rotwein* gegenüber *albero di Natale*, *arbre de Noël*, *concerto per violino*, *concert pour violon*, *caffellatte*, *café au lait*, *vino rosso*, *vin rouge*. Das wirkt sich bekanntlich auch bei den internationalen akronymen Abkürzungen aus, die gegenüber der englischen Version, die auch im Deutschen benutzt wird, regelmässig umgestellt ist: *UNO* gegenüber *ONU*, *NATO* gegenüber (franz.) *OTAN*, *US(A)* gegenüber *Stati Uniti (d'America)*, *États-Unis (d'Amérique)* usw.

Die starke Stellung des Lateins in Religion und Wissenschaft hat die Sprachen Europas somit über das Ende der Antike hinaus und bis heute in vielerlei Hinsicht zutiefst geprägt. Auch dass uns das Griechische so nahe steht, ist im übrigen vor allem das Verdienst der Römer, die ihr Latein komplett an ihm orientiert haben. Während des Römischen Kaiserreiches lebten beide Sprachen in engster Symbiose, erst vom Frühmittelalter an ging das Griechische seiner eigenen Wege. Kontakte zu südslavischen Sprachen, zum Albanischen und

später vor allem zum Türkischen haben es teilweise in eine andere Richtung geführt. Doch haben die seit der Renaissance bestehenden politischen Verbindungen zu Venedig und Genua, die heutige, seit zweihundert Jahren bestehende enge Anbindung an Westeuropa sowie intern eine gleichzeitige kräftige Rückbesinnung auf die Sprache der Antike unter dem Strich zu keiner wirklichen Entfremdung geführt. Neugriechisch steht uns unzweifelhaft sehr nahe.

Einen nennenswerten Einfluss auf die westeuropäischen Sprachen hat das Griechische aber nach dem Ende der Antike nie mehr ausgeübt. Frischer Wind blies nun vor allem in Westeuropa, zuerst noch etwas zögerlich in der Zeit Karls des Grossen, dann schon etwas stärker im Hochmittelalter in den Auseinandersetzungen im Dreieck Klerus, Adel und Bürger sowie zwischen dem Latein und den an Selbstbewusstsein zulegenden romanischen und germanischen Volkssprachen, und schliesslich mit voller Kraft in der stürmischen kulturellen Aufbruchsstimmung der Renaissance, die die wiederentdeckte griechisch-römische Antike in die ganze Welt hinaustrug. Ein solch frischer Wind konnte im Osten nicht aufkommen. Die Strukturen des Byzantinischen Reiches und der sogenannten orthodoxen Kirche, die auch die Ostslawen zutiefst prägte, und das nach 1453 ebenfalls rasch an Sklerose erkrankende Osmanische Reich förderten einen solchen Aufbruch nicht.

* * * * *

So wollen wir nun nach Westeuropa blicken und uns dem Englischen zuwenden! England war an dem soeben erwähnten kulturellen Aufbruch schon im Mittelalter massgeblich beteiligt – man denke nur etwa an die Magna Charta Libertatum von 1215 –, und hat der Welt später mit seiner Kolonisation ein ganz neues Gesicht gegeben; höchstens Spanien hat einen einigermaßen vergleichbaren Einfluss ausgeübt. Die englische Sprache ist heute nicht nur auf den Britischen Inseln, in fast ganz Nordamerika sowie in Australien und Neuseeland erste Amts- und Landessprache, sondern in Indien, Pakistan und Bangladesch, in einem guten Dutzend afrikanischer Staaten und einigen weiteren Ländern nicht-erste Amtssprache. Zudem ist es mit heute über 1,5 Milliarden Sprechern – Tendenz rapide zunehmend – unbestritten die wichtigste globale Lingua franca sowie Sprache der Wissenschaft, Wirtschaft und Diplomatie und wird dies aller Voraussicht nach ziemlich lange bleiben. Die letzte grosse Ausbreitungswelle ist allerdings nicht mehr dem British Empire geschuldet, das sich in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg aufgelöst hat, sondern dem Status der USA, seines ersten Zerfallsprodukts, als wichtigster Supermacht.

Das Englische ist ein Phänomen! Kennen Sie seine Geschichte? Zuerst war es der mehr oder weniger einheitliche niederdeutsche Dialekt der Angeln, Sachsen und Jüten, die bald nach 400 n. Chr. in das von den Römern hinterlassene

weitgehende Bevölkerungsvakuum in Südengland einwanderten. Einzelne Gewalttaten werden freilich vorgekommen sein, überliefert ist zum Beispiel eine «Nacht der langen Messer» in Salisbury. Auch die Artussage (keltische Christen gegen germanische Heiden) hat in diesem Kontext ihren historischen Kern. In England, teilweise vielleicht auch schon zuhause in Norddeutschland, lernten die eingewanderten Germanen verschiedene lateinische Wörter kennen, die noch heute existieren, wie *butter, cheese, copper, kitchen, kettle, pound, street, wine*. Wenig später folgten kirchliche Ausdrücke wie *bishop, monk, priest, angel*. Besonders interessant ist das Wort *gospel*, das bald nach 596/97 entstanden sein wird, als Papst Gregor der Grosse einen Gesandten namens Augustinus zur Missionierung des Königs von Kent nach England schickte – mit so grossem Erfolg, dass Augustinus in Canterbury der erste englische Bischof wurde und sich das Christentum in Südengland wieder festsetzte. Das Wort ist eine typische Lehnübersetzung, nämlich von gr.-lat. εὐ-αγγέλιον / *Evangelium* «gute Botschaft», entsprechend neuenglisch *good spell*. *Spell* bedeutete damals etwa «Rede, Doktrin, Botschaft».

Die dunkelste Zeit nach dem Zusammenbruch der Antike hat sich zuerst in England wieder aufgehellt. Schon im frühen 8. Jahrhundert hat der erste mittelalterliche Gelehrte, Beda Venerabilis (672–735), auf Latein zahlreiche Werke verfasst, und noch vor 700 wurde mit dem nordenglischen Dichter Cædmon und dem wohl bald darauf entstandenen Epos Beowulf die Sprache der Angel(sachse)n zur frühesten – oder jedenfalls frühestbezeugten – literarischen Volkssprache Europas. Da zeigt sich schon der Optimismus des Englischen, den es bis heute bewahrt hat!

Im 9. Jahrhundert wanderten viele sogenannte Wikinger aus Skandinavien in den Nordosten Englands ein, liessen sich nach einigen kriegerischen Auseinandersetzungen dauerhaft dort nieder und gründeten zahlreiche neue Siedlungen – viele davon mit Namen auf *-by* wie *Whitby, Selby, Derby, Rugby, Corby*. Ihre Sprache, die mit dem Altenglischen der Angelsachsen damals noch nahe verwandt war, mischte sich in diese hinein und manifestiert sich noch heute in einer ganzen Anzahl Wörter. Sie waren zunächst teilweise Doubletten, von denen dann die eine oder die andere aufgegeben wurde, z.B. kam *take*, damals *tacan*, zu *niman* hinzu. Das erste ist dasselbe Wort wie schwed. *ta*, das zweite dasselbe wie dt. *nehmen*, und in diesem Fall hat nur das Wikingerwort bis ins heutige Englische überlebt. Einige Wikingerwörter wurden neben den angelsächsischen Wörtern beibehalten für eine leicht andere Bedeutung, z.B. *skin* neben *hide*, *sky* neben *heaven*, *die* neben *starve*, in einem Fall ist kurioserweise sogar dasselbe

urgermanische Wort in beiden Formen bis heute in Gebrauch, nämlich *skirt*⁸ «Rock, Jupe» neben *shirt* «Hemd». Andere bekannte Wikingerwörter sind *anger, cake, egg, fellow, husband, law, leg, skill, ugly* und *window* (= *wind-eye*), ja sogar die Pronomina *they, their* und *them* sind nordische Varianten; sie waren phonetisch deutlicher als die angelsächsischen und sind diesen deshalb schliesslich vorgezogen worden.

Die grösste Revolution erlebte die englische Sprache dann aber nach 1066, als der Normanne Wilhelm, genannt der Eroberer, von der Normandie aus Südengland erobert hatte. Wilhelm ersetzte grosse Teile des angelsächsischen Adels und Klerus mit eigenen Leuten und ordnete die Besitzverhältnisse in Südengland völlig neu. Das von ihm in Auftrag gegebene Grundbuch, das sog. Domesday Book (von 1085–1190), ist erhalten geblieben und stellt eine weltweit einzigartige Quelle für die detaillierten Besitzverhältnisse eines ganzen Landes in einer so weit zurückliegenden Zeit dar. Die Normannen waren zwar ursprünglich, wie der Name sagt, ebenfalls skandinavische Germanen, die nach Süden ausgewandert waren, hatten aber längst die in der Gegend, wo sie siedeln durften, gesprochene nordwestliche Form des Französischen angenommen. Diese Sprache wurde nun für fast dreihundert Jahre die Sprache des englischen Hofes einschliesslich des Adels, der Kirche, des Rechts, der Politik und allgemein der Kultur. Sie hat das Englische, das zwar die Sprache der grossen Bevölkerungsmehrheit blieb, aber praktisch nur noch mündlich verwendet wurde, massiv beeinflusst. Wieder ist es im Wortschatz am einfachsten, den Einfluss nachzuweisen. Zahlreiche Wörter des heutigen englischen Grundwortschatzes stammen aus dem normannischen Französisch: *age, agree, blame, brief, catch, change, close, contain, cry, deny, face, fine, flower, hurt, join, letter, line, move, part, pass, pay, people, peace, piece, place, plain, point, poor, pure, receive, remain, search, space, strange, sure, touch, turn, use, voice* usw. Viele von ihnen haben altenglische Wörter verdrängt, z.B. *people* altes *theod*, *poor* altes *earm*, *praise* altes *herian*, *uncle* altes *eam* (= dt. *Ohm/Oheim*). Andere haben als Synonyme oder Fast-Synonyme den Wortschatz bereichert, z.B. ist *desire* neben *wish* getreten, *power* neben *might*, *close* neben *shut*, *serpent* neben *snake*, *large* neben *great* und *big*, *ray* neben *beam*, *chair* neben *stool* sowie *beef, pork, veal* als das zum Essen bestimmte Fleisch der Haustiere *cow, pig, calf*.

Die französische Phase Englands ging zwar im 14. Jahrhundert zu Ende, aber das Englische hatte nun definitiv den Charakter einer «hungrigen» Sprache angenommen. Auch waren ein paar alte germanische Buchstaben aufgegeben worden, wodurch seine Schrift, ein fast reines lateinisches Alphabet, bis heute

⁸ Fast alle englischen Wörter, die mit *sk-* beginnen, sind Wikingerwörter; Ausnahmen wie *skeleton* (griech.) sind wunderselten.

ausserordentlich benutzerfreundlich ist. Die vielen französischen Wörter hatten zudem das Terrain optimal vorbereitet, damit in der anschliessenden Epoche der Renaissance und des Humanismus noch viel zahlreichere Bildungswörter aus dem Latein übernommen werden konnten. Das Deutsche dagegen haderte schon vom Mittelalter an sehr mit der fremden Lautstruktur des Lateins und griff, statt Lehnwörter zu übernehmen, viel lieber zum Mittel der Lehnübersetzung. Nehmen Sie etwa die Adjektive der Möglichkeit oder Empfehlung! Das Englische übernahm ohne Probleme die einheitlich gebauten lateinisch-französischen Bildungen: *inexplicable, terrible, possible, visible, invulnerable, innumerable, amiable, considerable* usw. Im Deutschen verwenden für diese Serie lauter Lehnübersetzungen mit den verschiedensten Bildungsweisen: *unerklärlich, schrecklich, möglich, sichtbar, unverwundbar, unzählig, liebenswürdig, bedenkenswert*. Dank seiner Offenheit wurde das Englische die mit grossem Abstand «lateinischste» und «romanischste» germanische Sprache. Sogar bei jenem kleinen Wortstellungsunterschied zwischen Italienisch und Deutsch, den wir beim Eingangssatz der Novelle von Moravia gesehen haben, schlägt sich das Englische auf die romanische Seite und bringt das Verbum zuerst:

... that my mother – or rather the person I am used (sono abituata / gewohnt bin) to consider my mother (considerare mia madre / als meine Mutter zu betrachten) – will have left (sia uscita / hinausgegangen ist) to go to the mass (per andare alla messa / um zur Messe zu gehen).

Auf die germanische Möglichkeit, zusammengesetzte Substantive zu bilden, mochte das Englische allerdings nicht verzichten, auch wenn die zwei Komponenten lockerer verbunden sind als im Deutschen: *Christmas tree, violin concert, white coffee, red wine*.

Ausserdem ist die Sprache in jenen zwei normannischen Jahrhunderten reiner Mündlichkeit in vieler Hinsicht radikal vereinfacht worden, vor allem in seiner Deklination und Konjugation, die vorher noch recht reich war, etwa so wie im Deutschen heute noch.

Nach alledem war Englisch sowohl für Romanen, als auch für Germanen eine ziemlich leicht zu erlernende Sprache. Das ist bis heute so. Es ist ein genialer Kompromiss. Dass es mit unserem Deutschen (und den Nordischen Sprachen) auch nach gut 1500 Jahren noch eng verwandt ist, fühlen wir auf Schritt und Tritt bei den alten germanischen Wörtern des Grundwortschatzes wie *a, the, in, to, for, through, over, under, and, when, before, which, she, other, many, hard, cold, deep, rain, snow, sun, moon, day, week, month, year, hand, foot–feet, shoe*, und ganz speziell bei den Verben wie *sink–sank–sunk, come–came–come, see–saw–seen, bring–brought–brought, have–had–had, will–would, shall–should, can–could, may–might* usw. Den Romanen nützen diese germanischen

etymologischen Hilfen nicht viel, doch kommt ihnen dafür das viele lateinische Wortmaterial entgegen, das ohne orthographischen Firlefanz in den englischen Wortschatz eingegliedert ist. Für die Franzosen wirken die Normannenwörter noch zusätzlich vertraut, so wie für Schweden, Norweger, Dänen und Isländer die Wikingerwörter. Aber auch für die Sprecher aller anderen Sprachen auf der Welt ist das Englische vor allem wegen seiner Formenarmut ohne allzu grossen Aufwand zu lernen. Nur zwei harte Nüsse warten auf die Lernwilligen: Erstens die massiv veraltete Orthographie⁹, die jedoch erst dann zur Schwierigkeit wird, wenn jemand englisch auch schreiben können muss. Die zweite harte Nuss ist der gigantische Wortschatz dieser «hungrigen» Sprache, der bisher einzig von dem des Altgriechischen konkurrenziert wird. Aber das «Basic Simple English» zaubert dieses Problem bekanntlich elegant weg...

Im Gegensatz dazu ist das Deutsche schrecklich schwierig.¹⁰ Nehmen wir uns nur nochmals die genannten Adjektive vor: Wie sollen sich Nicht-Deutschsprachige merken, dass es neben *liebenswert* auch *liebenswürdig* gibt, dass aber *lieblich* ganz anders verwendet wird und *liebbar* überhaupt nicht existiert? Oder dass *sichtbar* und *sichtlich* ganz Unterschiedliches bedeuten, dass andererseits für *unerklärlich* durchaus auch *unerklärbar* gesagt werden kann, dass es *unabsehbar*, aber *unansehnlich* (mit *-n-*!) heisst? Und dass – besonders bizarr – das Adjektiv zu *Sehenswürdigkeit* nicht etwa *sehenswert* lautet, das ganz ungebräuchlich ist, sondern *sehenswert*? In solchen Finessen ist unsere Sprache der Dichter und Denker eine schier unüberwindliche Hürde. Für einen internationalen Gebrauch – ich sage es zähneknirschend – ist das Deutsche untauglich.

* * * * *

Nun können wir im Vergleich mit dem Englischen auch das Latein gesamthaft beurteilen: Es hatte zuerst den gigantischen Kulturwortschatz des Griechischen in sich aufgesogen. Dann war es jahrhundertlang die massgebliche *Lingua franca* eines riesigen Vielvölkerreiches, wo es aus zahlreichen Sprachen viele weitere Wörter in sich aufnahm, die wir später in den romanischen Sprachen wiederfinden. Parallel dazu wurde es die Sprache einer von Anfang an und bis heute international agierenden Kirche. Sein Formenreichtum wurde in der Umgangssprache der Spätantike vor allem im Bereich der Substantive und Adjektive stark vereinfacht. Es lebt auch nach zweitausend Jahren noch in mehreren

⁹ Diese hat aber z.B. für Romanen bei den Wörtern mit lateinisch-griechischem Hintergrund auch einen grossen Vorteil: Stellen Sie sich vor, wie es wäre, wenn man Wörter wie *nation* phonetisch schriebe: [neifn]!

¹⁰ Von Tücken wie *manche schönen (-e?) Bilder, auf dünnem weissen (-m?) Karton, anderer grosser (-n?) Taten, der Kleine – der Leine – der Beine, ihr hält euch für weise* usw. wollen wir hier gar nicht sprechen!

National- und Landessprachen, den romanischen Sprachen, weiter. Und es hat inzwischen hunderten von Sprachen in aller Welt einen umfassenden Wortschatz der Kunst und Wissenschaft vermittelt. Hat dieses Latein nicht ebenfalls zur Genüge bewiesen, dass es eine taugliche Weltsprache war und noch ist?

Dabei ist gar nicht so wichtig, dass es in seiner antiken Form kaum mehr gesprochen wird. Seine Grundlagen zu lernen und diese ein Leben lang zu vertiefen ist meines Erachtens nach wie vor ein *Must* für jeden einigermaßen kulturbewussten Menschen in der westlichen Welt, und dies umso mehr, je stärker diese westliche Welt mit anderen, zunehmend selbstbewusster auftretenden Kulturen in Beziehung tritt. Ein solches Selbstbewusstsein steht ohne solide Verwurzelung in der historischen, kulturellen und sprachlichen Tradition auf tönernen Füßen. Das wird zwar immer wieder vergessen, aber nie ganz. Ich mache mir deshalb keine Sorgen um das Latein. Es wird seine Relevanz, jedenfalls wenn die Menschheit einigermaßen kontinuierlich weiterexistiert, auch während der nächsten zweitausend Jahre nicht verlieren. Der Mensch wird immer wieder nach seinen wichtigsten Wurzeln fragen, und diese liegen global gesehen unbestreitbar in Athen und Rom.

Dass dies heute klarer denn je so ist, daran haben das British Empire und sein weltpolitischer Erbe, die Vereinigten Staaten von Amerika den Hauptanteil. Und dieser manifestiert sich am deutlichsten in der globalen Bedeutung ihrer Sprache. Sie haben das Englische in den letzten Jahrhunderten geschickt zur zweiten optimistischen und zukunftssträchtigen Weltsprache der Menschheitsgeschichte ausgebaut und mit ihr inzwischen fast jeden Winkel auf Erden erreicht.

Und was transportiert dieses Englische in seinen Genen? Das Latein, seinen lächelnden Vorgänger als Weltsprache! Nichts weist darauf hin, dass das Englische sein Latein je verleugnen wird. Es hat den «I-like-Latin-Button» schon vor Jahrhunderten gedrückt, sogar mehrmals, und es gibt keinen Knopf, um dies rückgängig zu machen. Inzwischen hat das Englische längst begonnen, seinerseits tausende von Sprachen zu beeinflussen, ihnen Ideen, Bedeutungen, Wörter zu vermitteln. Das Latein aber lächelt darin fröhlich weiter.

P.S.: Das Verbum *to like* ist nicht lateinisch, es ist germanisch und eng verwandt mit deutsch *gleich* und *gleichen* «ähnlich sein, zusammenpassen». English likes Latin!